

## Auszug aus „Finger und Mond“

### Reise-Essay

*Dieser Essay entstand nach einer Japan-Reise im Juli 2005.*

#### 12. Lärm/Stille

##### Leises:

Der Innenraum des vollbesetzten Flugzeugs ist beinahe gespenstisch leise, die fast ausschließlich japanischen Passagiere schweigen, flüstern, dösen, stieren vor sich hin. Kein lautes Lachen, Reden, Schnäuzen, Schnarchen, zwölf lange Stunden lang. Einige tragen Mundschutz. Nur die japanische Fertigsuppe aus dem Plastikbecher wird hörbar geschlürft. Die japanischen Stewardessen senken beim höflichen Lächeln die Lider.

Die Ankunftshalle des knapp zwei Zugstunden außerhalb Tokios befindlichen Narita-Airports. Viele Menschen, kein Lärm. Kein Rufen, keine erhobenen Stimmen.

In Lokalen, auf der Straße, fast nur gedämpfte Stimmen. Die Hände tragen, kramen, schreiben, halten – tun Nötiges, vollführen funktionale Bewegungen. Ansonsten schweigen sie, begleiten kein Gespräch mit unterstreichenden, kommentierenden Gesten, diese manchmal aufdringliche, manchmal weiche und schöne, aber immer vertraute Begleitmusik, deren völlige Reduziertheit den Eindruck gedämpfter Ruhe erzeugt - sogar mitten in einer von Menschen, Fahrzeugen und Waren überbordenden Straße oder in einem bis auf den letzten Platz besetzten Teehaus.

##### 13. Lautes:

In dicht an dicht gereihten dutzenden Spielautomaten donnernd und dröhnend durch Nägellabyrinth hoch- und quer schießende Stahlkugeln, die plärrenden, quäkenden Animationsstimmen der Maschinen, ineinander, gegeneinander tönende Syntesizer-Jingles, die jeweils Gewinn oder Verlust signalisieren, das martialisch begeisterte oder enttäuschte Gestöhne und Gerufe der Schulter an Schulter vor den Geräten klebenden Spieler. Hausfrauen mittleren Alters mit vollen Einkaufstaschen unter den bonbonbunten Drehsitzen, die Krawatten lockernde *salariman*, Jugendliche mit strohblond oder stumpfbrünett gefärbten Haarschöpfen, Alte in Unterhemden, Zigaretten in den Mundwinkeln. Schweiß wird mit akkurat gefalteten Taschentüchern von Stirnen getupft. Offene Münder, die Zähne zusammengebissen oder auf die Lippen gepresst, die Pupillen hin- und herzuckend wie die von Träumern. Bässe, die in den Raum stürzende, dumpf prügelnde Rhythmen formieren. Wenn sich die

automatischen Schiebetüren der Pachinko-Hallen öffnen, flutet ein Gemenge aus Kakophonie und vielfarbigem Gelichter auf den Gehsteig, das einen im Vorübergehen schon treffen müsste wie ein Schlag. Ein Sperrfeuer aus akustischen und optischen Schlägen dann, wenn man eintritt, stehen bleibt, wenn die Neugierde größer ist als der natürliche Fluchtimpuls. Niemand aber duckt sich, weicht aus, taumelt weg. Auch wir nicht, die wir, wiewohl ein wenig großstadterfahren, doch in vielem nicht mehr sind als *tumbe Toren* mit ungleich größerer Unwissenheit als Kenntnis, die sich, wie mit allen Sinnen tastend, nur zögernd vorwärts bewegen. Man weiß, man müsste sich entsetzen, an Körper und Seele einen Schrecken verspüren. Aber nein. Man weiß sich zu verhalten. Der Schweizer Schriftsteller Nicolas Bouvier schreibt in seinem beeindruckenden Japantagebuch einmal, es spreche Bände über eine Kultur, in der es als großartige Erkenntnis (eines Zen-Meisters) gehandelt werde, zu schreien, wenn man Schmerz empfinde.

Doch, es ist sehr wohl eine großartige Erkenntnis in einer Gegenwart, in der das Ertragen des Unerträglichen, für Auge und Ohr, für den ganzen weit empfindlicheren Rest, zur geforderten Normalität gehört. Sowohl das Vorhandensein dieses Phänomens als auch seine Verwechslung mit Reife und Erwachsensein sind global und zeitunspezifisch. Vielleicht aber ist es in dieser Verdichtung einer Pachinko-Halle doch auch etwas sehr Japanspezifisches, der grelle Schatten einer Kultur, deren Größe auch auf der fast bedingungslosen Nachreihung individueller Bedürfnisse vor allgemeine ruht, und in der der Verlust der Selbstkontrolle, der in ganz Asien zutiefst gefürchtete Gesichtsverlust, immer noch schlimmer sein kann als der Tod.

Sich einige weitere Minuten so maßlosem Lärm und Licht aussetzend, sodass noch viel später Ohren und Augen flimmern, fragt man sich, welche Unerträglichkeiten die Menschen hier an diese unerträglichen Orte treiben. Die Antworten liegen nahe und man wird nicht falsch dabei liegen: Arbeit, Familie, Liebe. Oder, um aus den Kategorien des Buddhismus zu entlehnen, unsere alltägliche Vergiftung: Gier, Hass, Unwissenheit. Im Scheindialog mit der Maschine jedoch geschieht immer wieder das Scheinwunder: verlieren, ohne zu leiden.

In den Abgrund stürzen, um ihm zu entgehen, schreibt Hélène Cixous einmal über eine Stelle aus Rilkes Sonetten an Orpheus. Die in diesen tausenden Dependancen des Hades Umherirrenden suchen jedoch nicht die Liebe, sondern ihr Gegenteil, nicht Hass, sondern das als Unterhaltung, als *fun* verharmloste Vergessen, nicht die Stimme, sondern das Verstummen. Auch dazu dient der Höllenlärm, der dieses Verstummen, die alltägliche Überwältigung, einerseits übertönt, andererseits aber dessen unbewusste Offenbarung, inszeniert.

Was aber kann man schon wissen von den in größter körperlicher Dichte Vereinzelten, wenn der beunruhigte Blick über die nicht etwa stumpfen, nein, begeistert-entgeisterten, gefesselten, belebten, ja hingebungsvollen Gesichter vor den Monitoren gleitet? Nichts. Das Elend verschweigt sich und schreit zum Himmel. Und wenn die vor- und zurückwippenden Oberkörper der Spieler auch an aus dem Rhythmus gebrachte Galeerensklaven erinnern

mögen: Der Vergleich hinkt. Hierher wird keiner gezwungen, keiner ist an seinen Platz gefesselt. Sie kommen und gehen aus freien Stücken, und dies hier ist ein freies Land.